Der Humor
Walthers von der Vogelweide.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doctorwürde

der

philosophischen Facultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

Ernst Hamann.

Rostock.
Carl Boldt'sche Hof-Buchdruckerei.
1889.

Unter den drei grossen Epikern des Mittelalters nimmt Wolfram von Eschenbach als Humorist die erste Stelle ein, weshalb auch sein Humor bereits zweimal[1]) Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen ist. Auch die Epen Gottfrieds von Strassburg und Hartmanns von Aue[2]) sind von einem köstlichen Humor durchwürzt.

Von den zahlreichen Lyrikern ernster Richtung[3]) gebührt in dieser Hinsicht Walther von der Vogelweide die Palme. Sein Humor wird in der einschlägigen Litteratur zwar hie und da[4]) erwähnt, doch mangelt es bisher noch an einer zusammenfassenden Behandlung. Diese Lücke auszufüllen, d. h. die Darstellungsmittel des Waltherschen Humors möglichst erschöpfend zu behandeln, soll der Zweck vorliegender Arbeit sein.

---

[1]) Karl Kant, Scherz und Humor in Wolframs von Eschenbach Dichtungen, Heilbronn 1878;

Christian Starck, Die Darstellungsmittel des Wolframschen Humors, Schwerin 1879.

[2]) Hubert Roetteken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue, ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Litteraturgeschichte, Halle, Niemeyer, 1887 (über den Humor s. S. 201).

[3]) Von den realistischen Lyrikern würde Neidhart von Reuenthal die grösste Ausbeute gewähren.

[4]) Konrad Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs, Leipzig, Hirzel, 1880. S. 148 ff.

W. Wilmanns, „Walther von der Vogelweide", 2. Auflage, Halle 1883. S. 99.

R. Bechstein, „Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler", Stuttgart 1879, S. XIV.

Die Quintessenz im Wesen des Humors ist der Widerspruch:

„Das Erhabene (ein unendlich Grosses) bricht sich an seinem Gegenteil (einem unendlich Kleinen) . . . Die dargestellten beiden Glieder bilden einen Gegensatz und dieser heisst, wenn dieselbe ästhetische Beleuchtung zwei gegensätzlich gespannte Erscheinungen zugleich trifft, Kontrast . . . allein der Begriff des Konstrastes genügt nicht, er muss sich durch eine Bewegung, wodurch die vorher blos äusserlich zusammengerückten Glieder in einander übergehen, zum Widerspruch steigern.“ [1])

Überraschung.

Ein Lieblingsmittel Walthers, komisch zu wirken, ist die Überraschung. Wollten wir diese Figur mit unsrer Definition in Zusammenhang bringen, so könnten wir sie als Widerspruch zwischen Erwartung und Resultat hinstellen. Die Formel hierfür bietet das bekannte Horazische: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Walther bedient sich dieser Figur besonders zu polemischen Zwecken, beispielsweise dort, wo er als Freund der Aufklärung gegen die Traumdeuterei seine Geschosse richtet (4).[2]) Der Dichter schildert uns nämlich einen grossartigen Traum, den er im Waldesschatten am murmelnden Quell geträumt hat:

„Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten alliu lant,
wie mîn sêle wære
ze himel âne swære
und der lîp hie solte
gebâren swie er wolte.“

---

[1]) F. Th. Vischer, Ästhetik I, § 168 ff. Vgl. auch Starck a. a. O. S. 2, wo die Hauptpunkte aus Vischer herausgehoben sind.

[2]) Wir zitieren nach Franz Pfeiffer, W. v. d. V. 5. Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1877.

Wir erwarten eine entsprechende Deutung. Allein unsre Erwartung wird mit einem Schlage zu Nichte gemacht durch die Aussage der steinalten Auslegerin, die er in Pflicht und Eid genommen:

„zwêne und einer daz sîn drî;
dannoch seite s'mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî."

Bei dieser Gelegenheit sei auch der „fatalen Krähe" Erwähnung gethan, die den Dichter durch ihr Gekrächz aus seinem Traume aufstörte. Auf das Äusserste gereizt, verwünscht er die ganze Sippe. Bezüglich der gegenwärtigen bemerkt er bitter humoristisch:

„wan daz dâ niht steines lac,
sô wær' ez ir suonetac."

Als eine ähnlich geartete Dichtung tritt uns 155 entgegen. Walther hat, wohl in Folge seiner antipäpstlichen Gesinnung, eine schlechte Aufnahme in Kloster Tegernsee gefunden und will sich nun an dem Klosterabt rächen. Diesen Racheakt vollzieht er durch einen auf den komischen Effekt berechneten Spruch, dessen Einkleidung eine meisterhafte ist: Der arme Dichter, bei dem von jeher Schmalhans Küchenmeister gewesen, hat viel von der Gastlichkeit des Klosters Tegernsee gehört und macht einen beträchtlichen Umweg, um dasselbe zu berühren.

„dar kêrte ich mêr dann' eine mîle von der strâze."

Wie mag er sich auf einen wohlbesetzten Tisch und eine Kanne alten Klosterweins gefreut haben! Was aber wird ihm zu Teil?

„ich nam dâ wazzer:
alsô nazzer
muoste ich von des münecheſ tische scheiden."

Ein besonderes Vergnügen macht es ihm, die unverschämten Frager nach dem Namen der Geliebten hinters Licht zu führen. Er stellt sich nämlich, als sei er bereit, ihnen den Namen zu nennen, sagt ihnen aber schliesslich so gut wie Nichts.

19, 1 ff. beginnt er: „Sie fragen und fragen mich aber allzuviel, wer meine Geliebte sei. Das ärgert mich, sodass ich sie ihnen nennen will, vielleicht lassen sie mich dann unbehelligt.“ Vergegenwärtigen wir uns nun die Situation! Die also angeredeten Merker sind sicherlich in grosser Spannung und harren erwartungsvoll der verheissenen Antwort. Wie aber wird ihre Neugier befriedigt?

„Genâde und Ungenâde, dise zwêne namen
hât mîn frouwe beide und sint ungelîch:
der eine ist arm, der ander rîch.
der mich des rîchen irre, der müeze sich des armen schamen.“

Ähnlich 35, 25 ff.: „Mancher fragt mich nach der Liebsten, wer sie sei, der ich diene und bislang gedient habe. Da mich das verdriesst, so antworte ich“:

„ir sint drî,
den ich diene: sô hab' ich zer vierden wân.“

Seinen Zweck hat er hierdurch zweifelsohne erreicht: die zudringlichen, in ihrer Erwartung getäuschten Herren haben sich beschämt zurückgezogen.

39, 1 ff. bittet er um geneigtes Ohr für den Vortrag eines besonderen Liedes, bedingt sich aber zugleich einen Lohn aus.

„ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sag' iu vil lîchte daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.“

Der Nachdruck, den er auf den Empfang der *„miete“* legt, reizt unsre Neugier. Selbstbewusst fährt er fort:

„Ich wil tiuschen frouwen sagen
solhiu mære, daz sie deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.“

Unsre Neugier wird noch gesteigert. Anstatt nun den Lohn namhaft zu machen, fragt er nochmal:

„waz wold' ich ze lône?“

Dann endlich, nachdem unsre Neugier den höchsten Grad erreicht hat, giebt er die überraschende Antwort:

„sie sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite sie nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.“

Und doch ist diese Forderung nicht so klein, als sie auf den ersten Blick erscheint. Unter *„grüezen“* nämlich versteht er nicht den blossen Gruss, sondern ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der Frauen (= *genâde*). Die Komik liegt darin, dass wir zweimal irre geführt werden. Wir erwarten einen grossen Lohn, es folgt ein kleiner, der aber, bei Licht betrachtet, grösser ist, als es den Anschein hatte.

Kontrast und Widerspruch.

Eigentlich genügt der Kontrast für den komischen Effekt nicht völlig (cf. Vischer a. a. O.), allein die beiden folgenden Stellen des Vokalspiels (2) haben unleugbar einen humoristischen Anflug.

„mîn herze swebte in sunnen hô:
daz jaget der winter in ein strô.“ [1])

Der Frühling hob sein Herz zu sonnigen Höhen empor, während der kalte Winter es ins „Bett“ jagt. Der Humor liegt in der Gegenüberstellung der beiden Glieder. Ebenso die zweite Stelle:

„kleine vogele sungen dâ.
nû schrîet aber diu nebelkrâ.“

Im Frühling der melodische Gesang der kleinen Vögel, im

---

[1]) Über *strô* gehen die Ansichten auseinander. Zacher übersetzt „Strohgenist“, Bechstein „Strohlager“. Haupt nimmt *strô* als Strohhalm und vergleicht eine in Schwaben gebräuchliche Redensart: „sie schwätzt ihn in einen Strohhalm“ und unser „einen ins Bockshorn jagen“. Diese Erklärung ist von Pfeiffer (in der 2. Auflage) und Wilmanns angenommen. Wir geben der Zacher-Bechsteinschen den Vorzug.

Winter das heisere Gekrächz der Nebelkrähe: welcher Kontrast!

Wohl aber sind wir wieder auf dem Gebiete des Widerspruchs bei einer dritten Stelle des Vokalspiels:

„Die tôren[1]*) sprechent: snîâ snî!*
die armen liute: owê, owî!“

Hier tritt uns der ganze Widerspruch zwischen Arm und Reich vor die Augen. Die Reichen können sich gegen die Unbill der Witterung schützen und haben, da sie nur an sich denken, Freude an dem fallenden Schnee. Die Armen hingegen stimmen Klagelieder an, da Frost und Hunger ihrer wartet.

Über die ungleiche Verteilung der Glücksgüter klagt er 18, 9 ff. Er wirft *frô Sælde* vor, dass sie ihm Armut und Frohsinn, dem Reichen aber Unmut verlieh und schliesst, auf das Missverhältnis hinweisend:

„mîn frou Sælde, wie sie mîn vergaz,
daz si mir sîn guot ze mînem muote
nien' schriet, si vil guote!
mîn kumber stüende im dort bi sînen sorgen baz.“

Ähnlich sind zwei weitere Stellen, wo er schildert, wie stiefmütterlich *frô Sælde* ihn behandelt.

„Frô Sælde teilet umbe mich
und kêret mir den rucke zuo.
da enkan si niht erbarmen sich:
i'n weiz waz ich dar umbe tuo.
si stêt ungerne gegen mir:
louf' ich hin umbe, ich bin doch iemer hinder ir,
si'n ruochet mich niht ane sehen.
îch wolte, daz ir ougen an ir nacke stüenden:
sô müeste ez âne ir danc geschehen.“ (29.)

---

[1]) Wackernagel-Rieger (W. v. d. V. nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven, Giessen 1862. S. 92, 2) conjiziert *Die hêrren*, wodurch der Widerspruch noch heller aufleuchten würde.

Tief ergreifend ist auch 82:

„Mir ist verspart der sælden tor:
dâ stên ich als ein weise vor,
mich hilfet niht swaz ich dar an geklopfe.
wie möhte ein wunder grœzer sîn?
ez regent beidenthalben mîn,
daz mir des alles niht enwirt ein tropfe.“

Das Glücksthor bleibt ihm verschlossen trotz des heftigen Pochens, vom allerfrischenden Regen wird ihm kein Tropfen zu Teil: Wer empfindet nicht den tiefen Widerspruch?

Und nicht allein, dass *frô Sælde* ihm ungnädig ist, auch die Geliebte versagt ihm ihre Gegenliebe.

„diu mir ist liep, der bin ich leit.“ (20, 8.)

Dieser Widerspruch wird noch dadurch gesteigert, dass sie ihm „lächelnd versagt“ (51, 18.). Und so kommt es denn, dass er, der so Manchem aus der Liebesnot geholfen, sich selbst nicht helfen kann (51, 10 ff.). Aus diesen Widersprüchen fliessen immer neue. Er, der sonst über so schöne Worte verfügt, ist in Gegenwart der Geliebten stets wie auf den Mund geschlagen.

„swie dicke ich ir noch bî gesaz,
sô wesse ich minner danne ein kint
und wart an allen mînen sinnen blint.“ (51, 39 ff.)

Ähnlich die zweite Stelle, wo er rührend klagt: „So oft ich mich zu ihr setze und mit ihr reden will, raubt sie mir die Besinnung und es wird mir schwindelig vor den Augen.“

„swenne ich iezuo wunder rede kan,
sihet si mich einest an,
sô hân ich's vergezzen.“ (54, 21 ff.)

Eine Lage, wie sie tragikomischer kaum gedacht werden kann: Das Herz ist übervoll und die Lippen versagen.

Dass das Äussere eines Menschen häufig das Innere Lügen straft oder dass der Schein trügt, weist er 122 nach:

„ir müezet in die liute sehen, welt ir s'erkennen wol:
niemán ûzen nâch der varwe loben sol.
vil manic môre ist innen tugende vol:
wê wie wîz der herzen sint, der sie wil umbe kêren!“

Hieran wollen wir den Spruch 148 schliessen, welcher im Grunde dasselbe Thema behandelt. Es ist ein Rachelied an König Otto und seinen Geiz. Walther schliesst launiger Weise von körperlichen Eigenschaften auf seelische und deckt das Missverhältnis auf. Otto war gross, Friedrich klein, dem entsprach aber nicht die Milde. Hierauf fusst der Dichter. „Ich wollte Ottos Freigebigkeit nach der Körperlänge messen, da war das Mass viel zu gross. Ich mass dann umgekehrt den Körper nach der Freigebigkeit, da schrumpfte er zu einem Zwerge zusammen:

„dô wart er vil gar ze kurz als ein verschrôten werc,
miltes muotes minre vil dann' ein getwerc,
und ist doch von den jâren, daz er niht enwahset mêre.“

Als ich aber dem jungen Könige das Mass anlegte:

„wie er ûf schôz!
sîn junger lîp wart beide michel unde grôz.
nû seht, waz er noch wahse! er'st ieze übr in wol risen genôz.“

Oxymoron.

Eine eigene Figur des Widerspruchs ist das Oxymoron. Es ist die „witzige Zusammenstellung widersprechender Begriffe“.[1]) Einer solchen begegnen wir beispielsweise 11, 9. Der Dichter nennt sein nutzloses Liebeswerben *„ein senfte unsenftekeit“* (eine angenehme Unannehmlichkeit). 179, 1 ff. stellt er die Menschen, welche gleichsam eine verkehrte Welt repräsentieren, als: *manlîchiu wîp, wîplîche man, pfaflîche ritter, ritterlîche pfaffen, alte junchêrren und junge althêrren der Unmâze* zur Verfügung.

[1]) Beyer, Poetik I § 51.

Widerruf (Revocatio).

Eine beliebte humoristische Redewendung Walthers, die im Grunde auch auf dem Widerspruche basiert, könnten wir als eine Art von Widerruf bezeichnen. Er nimmt nämlich zuweilen eine Aussage entweder zurück, oder bedauert, sie gemacht zu haben. In dieser Zurücknahme resp. in diesem Bedauern liegt nun der Humor.

36 gegen Schluss verwertet er die Anschauung, dass der Leib das Kleid des Menschen sei, zum Preise der Schönheit seiner Dame. Er hat nie ein besseres Kleid gesehen: Verstand und Glück sind dreingestickt. Und auf die Sitte, fahrendes Volk mit alten Kleidern zu beschenken,[1]) anspielend, fährt er witzig fort:

„getragene wât ich nie genam,
wan dise nœm' ich, als gerne ich lebe:
der keiser wurde iur spileman
umb' alsô wünneclîche gebe.
dâ, keiser, spil:"

Mit demselben Atemzuge aber nimmt er es auch schon wieder zurück, befürchtend, dass der Kaiser ihm ins Gehege komme:

„nein, hêrre keiser, anderswâ!"

17, 21 ff. entwirft er ein Bild von den Wangen seiner Geliebten. Gott verwandte grosse Sorgfalt darauf: er schminkte sie rosig und lilienfarbig. Und indem er sich gleichsam salviert, fährt er fort:

„ob ich'z vor sünden tar gesagen,
sô sæhe ich s'iemer gerner an
dan himel oder himelwagen."

Dann erst wird er sich seiner Worte bewusst und schliesst anscheinend vorwurfsvoll:

„ôwê waz lobe ich tumber man?
mach' ich mir sie ze hêr,
vil lîhte wirt mîns mundes lop mîns herzen sêr."

---

[1]) Vgl. Grimm, Kleine Schriften 2, 184 ff.

58, 13 ff. lobt er die langen Winternächte, wo man in den Armen der Geliebten von des Tages Last und Mühen ausruhen könne:

„Hât der winter kurzen tac,
sô hât er die langen naht,
daz sich liep bî liebe mac
wol erholn, daz ê dâ vaht.“

Sofort aber bedauert er, sich durch diese indiskrete Äusserung derartige genussreiche Stunden verscherzt zu haben:

„waz hân ich gesprochen? ôwê, jâ hæte ich baz geswigen,
sol ich iemer sô geligen!“

24, 1 ff. treffen wir den Dichter in Liebeszweifeln befangen. Doch bevor er der Geliebten entsagt, nimmt er Zuflucht zu einem Liebesorakel. Wie Gretchen im Faust den Blütenkelch einer Sternblume zerpflückt, misst er nach Kinderart ein zartes Hälmchen:

„si tuot, si entuot, si tuot, si entuot, si tuot.“

Wie oft er das Spiel wiederholt, das Ende ist stets gut.

„daz trœstet mich: dâ hœret ouch geloube zuo.“

fügt er schalkhaft hinzu. Der Humor zieht sich durch das Lied in Gestalt einer leisen Skepsis. Walther trägt Bedenken, den *„trôst“* zu verkünden. Er nimmt das Wort zurück und wählt das Deminutiv *„trœstelîn“*, an dessen Berechtigung er gleichwohl zweifelt. Nachdem er dann das Halm-Messen selbst geschildert hat, schliesst er skeptisch:

„dâ hœret ouch geloube zuo.“

Die dritte Strophe aus der Pariser Handschrift lassen wir unberücksichtigt, „weil sie der anmutigen Pointe Eintrag thut und überhaupt mit der harmlos humoristischen Dichtung nicht im Einklang steht.[1])

[1]) Bechstein, Ausgewählte Gedichte Ws. v. d. V. und s. Schüler, S. 81 ff.

Über die Traumdeuterei (4) giesst der Dichter rücksichtslos die Schale seines Spottes aus, das vorliegende Gedicht ist indes nur skeptisch angehaucht. Es liegt eben in den Liebesorakeln soviel Poesie, dass es der fühlende Dichter nicht über sich gewinnen kann, seine Pfeile gegen dieselben zu richten. Daher die leisen, liebenswürdigen Zweifel, die den Reiz des Liedes nur noch erhöhen.

34, 1 ff. strotzt von Flüchen gegen die Klatschgesellschaft, die ihn im Winter um seine Freude betrogen. Auch hier liegt die Komik darin, dass er kurz zuvor Ausgesprochenes widerruft. Zu diesem Widerruf gesellt sich aber noch ein ironisches Element, das nicht minder komisch wirkt. Anscheinend nämlich ringen Groll und Güte in des Dichters Herzen, wobei die Güte am Ende den Sieg behält. Walther bedauert, im Fluchen nicht recht bewandert zu sein. Den Fluch *„unsælic"*, der ihm sonst am geläufigsten ist, nimmt er wieder zurück, weil er ihn für zu stark hält. Da fallen ihm plötzlich noch zwei andere Flüche ein, die seiner Absicht besser zu entsprechen scheinen.

„hiure müezen s'beide esel und den gouch gehœren,
ê si enbizzen sîn." [1])

Kaum aber sind sie dem Zaune seiner Zähne entflohen, so

---

[1]) Wilmanns: „Möchten sie doch nüchtern vom Esel und Kukuk reden hören." „Nicht nur das Geschrei dieser Tiere nüchtern zu hören, sondern schon ihren Namen auszusprechen, galt für ein böses Vorzeichen. Der schalkhafte Dichter verleugnet sich auch hier nicht. Er verspottet die Abergläubischen, wie in einem andren Liede die Traumdeuter."

Pfeiffer: „Heuer müssen sie den Esel und Kukuk hören, bevor sie den Imbiss genommen haben, d. h. nüchtern. Vom Kukuk ist der Aberglaube bekannt, dass, wer seinen Ruf frühmorgens nüchtern vernimmt, das ganze Jahr hungern müsse (Grimm, Mythologie S. 643). Über den Esel dagegen und seinen bösen Angang ist ein weiteres deutsches Zeugnis bis jetzt nicht beigebracht, wohl aber wurde er unlängst aus Aristophanes als weissagendes Tier nachgewiesen (vgl. Haupt m Berliner Index lectionum 1863—64 S. 7)."

gewinnt seine angeborene Herzensgüte scheinbar wieder die Oberhand:

„wê in denne, den vil armen!
wesse ich, obe si'z noch gerûwe, ich wolte mich durch got erbarmen.“

Individualisierung und Versinnlichung.

Nunmehr wollen wir uns einer Neigung Walthers, welche er mit allen Humoristen gemein hat, zuwenden: der Neigung zu individualisieren. Auch dies lässt sich mit unserer Definition in Zusammenhang bringen. Der Widerspruch, auf welchem ja der Humor basiert, wird nämlich „um so heller aufleuchten, je kleiner das Gegenglied ist, an welchem sich ein Erhabenes bricht.“ [1]) Hieraus ergiebt sich „das Gesetz des Individualisierens ins Kleinste“, „die Losung: vive la bagatelle!“ [2]) Der Humorist zieht das Spezielle dem Allgemeinen, das Konkrete dem Abstrakten vor. Und so hat Schasler Recht, wenn er in seiner Ästhetik den Humor als Gegenteil des Abstrakten, als glücklichsten Ausdruck des Konkreten bezeichnet. „Individualisierung, sinnliche Belebung ist zwar für jeden Dichter geboten; aber bis in das Kleinste und Engste hinabzusteigen und dieses, als den Feind alles Erhabenen, in den Vordergrund zu drängen, das ist nur die Sache des Humoristen.“ [3])

An Beispielen dieser Art mangelt es bei Walther nicht. Eine komisch ausgeführte Individualisierung finden wir 150, 1 ff. Der Spruch handelt von der Belehnung, dem einzigen Sonnenstrahl des Glücks, der in das Dichterleben gefallen. Der schon versiegende Humor schiesst noch einmal empor und schillert in allen Regenbogenfarben. Walther jubelt auf wie ein Kind:

„Ich hân mîn lêhen, al die werlt! ich hân mîn lêhen!“

---

[1]) Vgl. Starck S. 8.
[2]) Vgl. Jean Paul, Vorschule der Ästhetik § 35.
[3]) Vgl. Starck S. 10.

„Jetzt brauche ich weder „Frostbeulen“ [1]) an den Zehen zu befürchten, noch bei bösen Herren zu betteln. Der edle, milde König hat mich so ausgerüstet, dass ich im Sommer Luft, im Winter Wärme habe. Meine Nachbaren werden mich nicht mehr wie eine gespenstige Schreckgestalt ansehen. Nun bin ich die längste Zeit arm gewesen. Ich war so verbittert, dass mein Atem stank: ihn und mein Lied hat König Friedrich gereinigt.“

Weitere detaillierte Schilderungen komischen Inhalts finden sich in den Sprüchen 83 und 86, wo indes noch ein übertreibendes Element hinzukommt, weshalb wir sie in einem andren Zusammenhange erörtern werden.

Doch nicht allein in längeren Schilderungen, auch in einzelnen Ausdrücken zeigt sich die Neigung Walthers zu spezialisieren. Wahrhaft komisch wirken in dieser Beziehung zwei Stellen des Vokalspiels. Der Dichter will lieber Schlimmstes über sich ergehen lassen, als länger in den Fesseln des Winters leben. Statt des Allgemeinen setzt er nun als echter Humorist das Spezielle:

„Ê danne ich lange lebte alsô,
den krebz wolt' ich ê ezzen rô.“ und:
„ê deich lange in solher drû
beklemmet wære, als ich bin nû,
ich wurde ê münech ze Toberlû.“

Einer ähnlichen Wendung begegnen wir in dem „Abschied von der Welt“ (77). Hier bemerkt er mit Bezug auf den Teufel:

„ê ich im lange schuldic wære, ich wolte ê z'einem juden borgen.“

Aus dieser scherzhaften Äusserung ersehen wir gleichzeitig, dass der Dichter nicht gerade ein Judenfreund war.

---

[1]) Nach Pfeiffer 150, 2. Über *hornunc* s. unter Wortspiel.

180 I, 4 gebraucht er für die wildfremden *snarrenzære*[1]), welche die Höfe der Fürsten frequentieren, den spezialisierenden Ausdruck: *„Pôlân oder Riuze“*.

Oft gehen Individualisierung und Versinnlichung Hand in Hand, um so gemeinsam eine komische Wirkung hervorzurufen. Interessant ist in dieser Beziehung 161, wo er über die Kargheit des fränkischen Adels spöttelt[2]):

„umbe ir milte frâget varndez volc, daz kan wol spehen.
die seiten mir, ir malhen schieden dannen lære.“

Die leer von dannen ziehenden Ranzen der Fahrenden: Dieses versinnlichende pars pro toto ist ungemein humoristisch.

119, 1 ff. bemerkt er, dass, seitdem er drei gastliche Höfe kenne, es ihm weder an Speise noch Trank fehle.

„Die wîle ich weiz drî hove so lobelîcher manne,
sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.“

Der im Keller lagernde Wein und die prasselnde Bratpfanne führen uns dies in scherzhafter Weise vor Augen.

169, 3 und 4 umschreibt er die Übergangsperiode seines halsstarrigen Zöglings von der Kindheit zum Jünglingsalter durch die Worte:

„dû bist dem besemen leider alze grôz,
den swerten alze kleine.“

Dem gewissenhaften Prinzeninstruktor sind also bei der Erziehung die Hände gebunden. Und indem er sich über sich selbst und seine Nachsicht lustig macht, fährt er fort:

---

[1]) Nur durch diese Stelle belegt. Pfeiffer übersetzt „Schwätzer“, Wilmanns und Lexer (mittelhochdeutsches Wörterbuch) erklären „ein herumziehender Musikant ohne Stand und Schule“. Das Wort ist von *snarren* abgeleitet, *diu snarre* ist ein primitives Instrument mit einer Saite. Wir halten Martins Übersetzung „Geigenkratzer“ (s. mhd. Grammatik nebst Wörterbuch zu den Nibelungen und Walther) für die geeignetste.

[2]) Nach Pfeiffers Auffassung, der wir uns anschliessen. Wilmanns (84, 14) hält den Spruch für ein Scheltlied auf den Herzog Leopold von Österreich.

„ich hân mich selben des ze tump,
daz ich dich ie sô hôhe wac.
ich barc dîn ungefüege in friundes schôz,
mîn leit bant ich ze beine,
mînen rucke ich nâch dir brach.“

Diese Selbstverspottung drückt dem Ganzen den Stempel des herb Humoristischen auf.

Personifikation und Apostrophe.

Der Neigung Walthers, seine Darstellung sinnlich zu beleben, läuft es nicht zuwider, wenn er Personifikationen, Vergleiche und Wortspiele mit Vorliebe zur Anwendung bringt. Wir haben es hier natürlich nur mit solchen zu thun, die ein unverkennbar humoristisches Gepräge haben. Die Personifikation ist in den meisten Fällen zugleich Apostrophe. Den Wonnemond redet er 5, 30 mit *„hêr Meie“* an. Die faba Pythagorae des Horaz nennt er 104 *„frô Bône“*. Um diesen humoristischen Spruch voll und ganz zu verstehen, müssen wir ihn mit dem Halmorakel (24) in Zusammenhang bringen. 24, 7 nämlich spricht der Dichter die Befürchtung aus:

„swenne ich'z (daz trœstelîn) iu gesage, ir spottet mîn.“

Dieser Spott blieb denn auch nicht aus. Ein Tadler, so vermutet Lachmann,[1]) verhöhnte Walthers Lied, etwa in dem Sinne: Walthers Halm sei keine Bohne wert, die man dagegen schon eher besingen könne. Vielleicht war der Tadler einer von den Dorfpoeten, denen Walthers kindlich harmlose Dichtung ein Dorn im Auge war. In Erwiderung dieses Angriffs nun lässt unser Dichter seinen überlegenen Humor walten.

„Waz êren hât frô Bône,
daz man sô von ir singen sol?
si rehtiu vástenkiuwe!“

[1]) Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, Berlin 1827, S. 140.

„Vor und nach Himmelfahrt ist sie faul und von vornherein voll Würmer.“

Dann aber singt er das Lob des Halmes. „Der Halm ist gut und erfreulich, da er Korn und Stroh liefert; er ist brauchbar, hoch und niedrig.“ Nach dieser Lobeserhebung will er wieder der Bohne zu Leibe: *„frô Bône“* — hebt er an, bricht aber sofort ab und ihr und ihren Lobrednern gleichsam einen Fusstritt versetzend, schliesst er äusserst witzig und wirksam mit der siebenten Bitte des Vaterunsers:

„libera nos a malo. âmen.“

Auch dem Opferstock des Papstes haucht er Leben ein und fährt ihn an:

„Sagt an, hêr Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet,
daz ir in rîchet unde uns Tiutschen ermet unde pfendet?
— — — — — — — — — — — — — —
hêr Stoc, ir sît ûf schaden her gesant,
daz ir ûz tiutschen liuten suochet tœrinn' unde narren.“
(116.)

173 enthält eine komische, respektwidrige Apostrophe an die Erzengel:

„Hêr Michahêl, hêr Gabriêl,
hêr tiuvels vîent Raphahêl.“

Er betrachtet sie launiger Weise als ungetreue, saumselige Dienstleute Gottes:

„Ich solte iuch engel grüezen ouch,
wan daz ich bin niht gar ein gouch:
waz habet ir der heiden noch zerstœret?
sît iuch nieman siht noch nieman hœret,
saget, waz habet ir noch dar zuo getân?
möcht' ich got stille als ir gerechen,
mit wem solte ich mich besprechen?
ich wolte iuch hêrren ruowen lân.“

Dem Kinderleben abgelauscht ist 73, 5 und 6:

„dâ sach ich bluomen strîten wider den klê,
weder ir lenger wære.“

Launiger und duftiger zugleich kann man schwerlich das rapide Wachstum der kleinen Frühlingskinder darstellen.

Vergleich (Metapher, Gleichnis).

Vergleiche, sowohl verkürzte (Metaphern), als auch verlängerte (Gleichnisse), hat Walther verhältnismässig viele.

2, 29 sagt er:

„Ich bin verlegen als Êsaû,“

d. h. ich bin „verphilistert, verbauert“ wie Esau. Dann fährt er fort:

„mîn sleht hâr ist mir worden rû.“

Hier ist, mit Bezug auf den Vergleich mit Esau, die Bechsteinsche Konjektur *hût* für *hâr* eine sehr glückliche.[1])

Mit besonderer Vorliebe entnimmt er seine Vergleiche dem Naturleben. Seine Feinde, die Dorfpoeten, vergleicht er mit Fröschen, die durch ihr Gequak die Nachtigall zum Schweigen bringen:

„die tuont sam die frösche in eîme sê,
den ir schrîen alsô wol behaget,
daz diu nahtegal dâ von verzaget,
sô si gerne sunge mê.“ (72, 29 ff.)

Dieser schon mehr an die Satire anstreifende Vergleich ist sehr bezeichnend für den unkünstlerischen Singsang von Stolle (cf. 107, 5) und Genossen.

106, 11 vergleicht er die Hofschranzen mit Mäusen:

„I'n weiz wem ich gelîchen muoz die hovebellen,
wan den miusen, die sich selbe meldent, tragent sie schellen.
des leckers „her“, der miuse klanc, kumt s'ûz ir klûs,
sô schrîen wir vil lîchte: „ein schalc, ein schalc! ein mûs, ein mûs!“

Wie eine Maus, der man eine Schelle angebunden hat, sich selber verrät, so braucht ein Lecker (Schmeichler)

[1]) Vgl. Pfeiffers Germania XV, 445 ff. Diese Konjektur ist von Wilmanns nicht berücksichtigt.

nur sein dienstfertiges „Herr“ zu sagen und man merkt gleich, dass es ein Schalk ist, der redet.

98, 4 und 5 vergleicht er seine Gangweise im Unglücke mit dem schleichenden Pfauengang:

„dô gieng ich slîchend' als eine pfâwe swar ich gie,
daz houbet hanhte ich nider unz ûf mîniu knie.“

In demselben Spruche nennt er seine stolze Gangweise im Glücke *„kranechentrit“* (98, 3). In beiden Vergleichen, die an sich schon komisch sind, liegt gleichzeitig eine leise Selbstverspottung. Wir haben schon einmal auf diese Erscheinung hingewiesen. Vor dem Spott, mit dem der Humorist alle menschlichen Schwächen und Thorheiten behandelt, ist nämlich auch sein eigenes Ich nicht sicher, denn: Der ist gewiss nicht von den Besten, der sich nicht selbst zum besten haben kann.

Sein unstätes Leben schilt er eine *„gougelfuore“* (117, 7).[1])

Zwei weitere Metaphern enthalten die Sprüche 140 und 143. In ersterem (140, 5) heisst es von einem Schmeichler *„diu zunge honeget“* (ist süss wie Honig), ein scherzhafter Ausdruck, den wir leider nicht mehr in der prägnanten Kürze besitzen.

In letzterem (143, 2) heisst es von einem Trunkenbold *„diu zunge hinket“*, auch eine komische, versinnlichende Metapher.

Unter Gleichnissen verstehen wir ausgedehnte, durch mehrere Sätze fortgesponnene Vergleiche. Sie sind bisweilen wie Rätsel eingekleidet.

17, 31 ff. sagt er von seiner Geliebten:

„Si hât ein küssen, daz ist rôt:
gewunne ich daz für mînen munt,
sô stüende ich ûf ûz dirre nôt
und wære ouch iemer mê gesunt.

[1]) Wilmanns (31, 29) übersetzt „Gaukelleben“, Pfeiffer (117, 7) „Gauklerfahrt“, Bechstein (Anthologie S. 111) „Vagabundendasein“. Wir halten die letzte Übersetzung für die glücklichste.

dem si daz an sîn wengel leget,
der wonet dâ gerne nâhe bî:
ez smecket, sô man'z iender reget,
alsam ez allez balsme sî.“

Die rotschwellenden Lippen der Geliebten werden scherzhaft mit einem wohlriechenden Schlafkissen verglichen. Der Humor erreicht seinen Höhepunkt in den Schlussversen:

„daz sol si lîhen mir:
sô dicke sô si'z wider wil, sô gibe ich'z ir.“

d. h. sie soll mich küssen, ich bin auf ihren Wunsch stets bereit, die Küsse mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen.

Höchst materieller Natur, aber für das, was er sagen will, durchaus treffend, ist das komische Gleichnis vom Bratenschneiden (103). Walther wünscht, dass dem Kaiser der Thron erhalten bleibe, und will daher die Hofbeamten zu grösserer Freigebigkeit gegen die Reichsfürsten mahnen. Diese Mahnung nun geschieht nicht offen, sondern unter einem Gleichnis, dass indes an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt:

„Wir suln den kochen râten,
sît ez in alsô hôhe stê,
daz sie sich niht versûmen,
daz sie der fürsten brâten
nû snîden grœzer baz dann' ê
doch dicker eines dûmen.
ze Kriechen wart ein spiz versniten,
daz tet ein hant mit argen siten.
si möhte ez iemer hân vermiten.
der brâte waz ze dünne:
des muose der hêrre für die tür,
die fürsten sazen ander kür.
der nû daz rîchę alsô verlür,
dem stüende baz, daz er nie spiz gewünne.“

Das Letzte ist eine Anspielung auf die Vertreibung und Entsetzung des Kaisers Isaak Angelus, sowie auf die

Teilung des byzantinischen Reiches durch die Fürsten und Anführer des Kreuzheeres (1204).

Ein sehr drolliges Gleichnis, das dem Würfelspiel entlehnt ist, enthält der Spruch 177. Das Sprüchwort „Hochmut kommt vor dem Fall" wird dadurch versinnlicht. „Die hoffärtige Sechs wünscht Sieben zu werden, eine Zahl, die auf Würfeln nicht vorkommt. Zur Strafe ihres Hochmuts wird sie zur Drei herabgesetzt."

„hôchvertic ses, nû stant gedrîet!
dir was zem sese ein velt gefrîet:
nû smiuc dich an der drîen stat."

Wortspiel.

Einem Wortspiele sind wir schon 17, 31 ff. begegnet. Das zweideutige Wort *„küssen"* kann nämlich gleichzeitig substantivierter Infinitiv (= Kuss) und Substantiv (= Küssen, Kissen) sein. Hiermit ist die Lösung des schalkhaften Rätsels gegeben.

13, 24 ff. vergleicht er seine Geliebte mit den übrigen Damen und bedient sich dabei des Wortspieles:

„lîhte sint sie bezzer, dû bist guot."

d. h. die Andern sind vielleicht „vornehmer", du bist „herzensgut".

In dem bereits erwähnten Verse:

„nû enfürchte ich niht den hornunc an die zehen."
(150, 2)

vermutet Bechstein[1]) in dem Worte *„hornunc"* zugleich einen wortspielenden Anklang an *horn,* hornartiger Auswuchs, Frostbeule, was viel für sich hat.

Was den Spruch 121 betrifft, so ist Wackernagel[2]) versucht, in *liuten* und *walt* ein Wortspiel mit Liutpolt und Walther zu erblicken. Walther entwirft uns hier ein hübsches Bild von der Vertraulichkeit zwischen ihm und

[1]) Vgl. Anthologie S. 94. Über *horniggeln* vgl. Wilmanns 28, 32.
[2]) Zeitschrift für deutsches Altertum 2, 537 ff.

Leopold. Der Herzog hat ihn vom Verkehr mit *„liuten“* weg in den menschenleeren Wald gewünscht. Der Dichter giebt den Wunsch mit Scherz und Wortspiel zurück, indem er auf Leopolds Jagdlust anspielt und nachweist, dass der Wald also besser für ihn passe.

Verhüllung.

„Die Individualisierung ist nicht immer Verdeutlichung, sondern oft Verhüllung des Gegenstandes. Es hat dies darin seinen Grund, dass selbst das Individuellste an sich noch nicht notwendig den Gegenstand erkennbar macht; so lässt der ins Kleine eingehende Ausdruck uns raten, bis der Zusammenhang das Rätsel löst.“ [1])

Dahin gehört 21, 13 ff., wo er von den Augen des Herzens spricht. Wir wissen anfangs nicht, was er darunter versteht, bis er uns endlich das Geheimnis verrät.

„Wélt ir wizzen, waz diu ougen sîn,
dâ mit ich sie (die Geliebte) *sihe durch elliu lant?*
ez sint die gedanke des herzen mîn,
die dâ sehent durch mûre und ouch durch want.“

Besonders gern bedient er sich dieser Verhüllung auf dem Gebiete des Minnelebens. Zwei Stellen, wo er den Namen der Geliebten verhüllt (19 und 35), haben wir bereits bei der Überraschung hervorgehoben.

34 im Schlussverse nennt er seine Geliebte mit Bezug auf das aus der deutschen Sage bekannte Liebespaar schalkhaft *„Hiltegunde“*.

6, 24 unterbricht er plötzlich seine Schilderung und verschweigt uns das Ende, das wir so gerne gehört hätten. Er hat der Geliebten nämlich einen aus Blumen gewundenen Kopfschmuck gereicht. Sie nimmt ihn errötend, schlägt die Augen verschämt nieder und dankt sich verneigend:

„daz wart mir ze lône:
wart mir's iht mêr, daz trage ich tougen.“

[1]) Vgl. Starck, S. 12.

So schliesst er schelmisch, indem er uns das Weitere verheimlicht.

Die Reize der Geliebten schildert er 17, 1 ff.:

Das Haupt ist sein Himmel, die Augen sind seine Sterne. Die Wangen, aus Rosen und Lilien gemischt, sieht er lieber als *„himel oder himelwagen“*. Die rotschwellenden Lippen laden zum Küssen ein. Hals, Hände und Füsse sind *„ze wunsche wol getân“*. Auf die verborgenen Reize spielt er an, indem er die Wirkung schildert, die sie auf ihn ausübten, als er die Geliebte aus dem Bade steigen sah:

„ich hæte ungerne „decke blôz“!
gerüefet, do ich sie nacket sach.“

Mit andren Worten: Ich konnte mich nicht satt sehen. Und als echter Verliebter preist er sogar die Stätte:

„ich lobe die reinen stat,
dâ diu vil minneclîche ûz einem bade trat.“

Nicht allein über die Reize der Geliebten, sondern auch über die Gewährung der höchsten Gunst deckt der Dichter einen schalkhaften Schleier. Das beweist das klangvolle Lied *„Under der linden“* (9). „Es ist, mit Scherer zu reden, einzig an Naivetät, Grazie, Schalkhaftigkeit.“ [1]) Der Humor, der uns aus jeder Zeile entgegenlacht, ist so duftig, so ätherisch, dass er sich kaum definieren lässt. Wir fühlen und geniessen ihn, ohne uns bewusst zu werden, worin sein Zauber besteht. Schelmischen Blicks schildert das arglose Mädchen den Ort des Stelldicheins, den herzlichen Empfang von Seiten ihres *„friedel“*, die blumige *„bettestat“* mit Rosen zu Häupten, das Fernsein jeglichen Lauschers. Die Schlusspointe endlich mit dem Vöglein, das eo ipso Nichts verraten kann, setzt Allem die Krone auf.

Dass das Lied mit seinem eigenartigen Humor auch heute seinen Reiz noch nicht verloren hat, zeigen häufige

[1]) Scherer, Litteraturgeschichte S. 208. Vgl. auch Wilmanns S. 202.

Anklänge an dasselbe. Wir erinnern nur an ein Lied in Julius Wolffs „Tannhäuser", wo aus dem Vöglein eine Nachtigall geworden ist, der die Liebenden „das Köpfchen ins Federkleid binden" wollen. Auch ein hübscher humoristischer Zug, wenn auch weniger schlicht und natürlich als der Walthersche.

Was Starck in seiner Abhandlung pag. 12 und 13 über die Sinnlichkeit Wolframs sagt, gilt auch von Walther. „Von ihm kann man mit Recht sagen, dass „die Flamme seines Humors ohne Schaden durch die brennbare Sinnlichkeit hindurchlaufe" [1]) und dass jene Komik der zweideutigen Verhüllung eher einen befreienden Einfluss auf sein Gemüt geübt habe, als einen in Lüsternheit bestrickenden." [2])

Ironie.

Wir kommen jetzt zu der Ironie, einer Figur, die, nach Jean Paul, den Schein des Ernstes und den Ernst des Scheines fordert. Beyer nennt sie „die Figur des Gegenteils und des scheinbaren Widerspruchs". „Sie ist ein feiner, der Stimmung des Redners entquellender Spott oder eine spöttische Verstellung (Simulatio) in einer Rede, die das Gegenteil von dem meint, was sie wirklich sagt." [3])

10, 15 und 16 macht der Dichter über die gegen Lob unempfindliche Geliebte die ironische Bemerkung:

„si vertrüege michels baz ein schelten,
danne ein loben, daz geloubet mir."

Dass sie immer „neben ihm vorbei und über ihn hinaus" sieht, macht er ihr 13, 1 ff. zum Vorwurf. Falls es aber aus Vorsicht (vor den Spähern) geschehe, fügt er hinzu, wolle er es ihr nicht verweisen.

---

[1]) Jean Paul a. a. O. § 34 und Vischer I S. 466.
[2]) Vischer I S. 413 u. 431.
[3]) Beyer, Poetik I § 52.

„sô mît mir daz houbet
(daz sî dir erloubet)
und sich nider an mînen fuoz,
sô dû baz enmügest: daz sî dîn gruoz.“ (13, 13 ff.)

34, 19 ff. giebt er der Klatschgesellschaft, der er den Mund stopfen will, eine ironisch feierliche Versicherung der aufrichtigen Neigung zu seiner Dame:

„Ich wil al der werlte sweren ûf ir lîp,
den eit den sol si wol vernemen!
sî mir ieman lieber, maget oder wîp,
diu helle müeze mir gezemen.“

Frô Sælde, die er der Ungerechtigkeit bei Verteilung ihrer Gaben zeiht, nennt er ironisch die *„vil guote“* (18, 15).

Durch und durch ironisch gehalten ist der Spruch 120, in welchem Walther die Knauserei des österreichischen Adels rügt. Wir wollen ihn aus diesem Grunde unverkürzt folgen lassen.

„Dô Liupolt sparte ûf gotes vart, ûf künftig' êre,
sie behielten alle samt, sie volgten sîner lêre:
sie zuhten ûf, alsam sie niht getörsten geben.
daz waz billîch, man sol iemer nâch dem hove leben.
daz s'in an der milte iht überhœhen wolten,
wol in des! sie tâten als sie solten:
die helde ûz Ôsterrîche heten ie gehoveten muot.
sie behielten durch sîn êre, daz was guot.
nû geben durch sîn êre, als er nû tuot!
si'n leben nâch dem hove nû, so ist eniu zuht bescholten.“

Wir weisen besonders auf das dreimalige, scheinbare Lob hin, dass er den Kargen spendet *(daz was billîch — wol in des! — daz was guot).*

Sein Äusseres unterwirft er 38, 1 ff. einer komischen Betrachtung. Er fragt seine Geliebte, was er Anziehendes besitze. Sie habe doch auch Augen:

„wie kumt, daz s'als übel gesiht?
ich bin aller manne schœnest niht,
daz ist âne lougen.“

Falls ihr jemand etwas von ihm vorgelogen, möge sie sich ihn genauer ansehen.

„wie stât mir mîn houbet!
daz'n ist niht ze wol getân:
sie betriuget lîhte ein tumber wân,
ob si'z niht geloubet.“ (38, 13 ff.)

Über seine Leichtgläubigkeit macht er sich 155, 4 ff. Vorwürfe:

„ich bin ein wunderlîcher man,
daz ich mich selben niht enkan
verstân und mich sô vil an fremede liute lâze.“

107, 1 ff. verspricht er ironisch, sich auch des „scharfen Sanges“ (den Stolle und Genossen pflegten) zu befleissigen, obwohl ihm in Wirklichkeit nichts ferner lag:

„Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten:
dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten.
ich sihe wol, daz man hêrren guot und wîbes gruoz
gewalteclîche und ungezogenlîche erwerben muoz.“

Bittere Ironie ist auch der Grundton des Liedes 74:

„Ich wil nû teilen, ê ich var,
mîn varnde guot und eigens vil,
daz iemen dürfe strîten dar,
wan den ich'z hie bescheiden wil.“

Der unbemittelte Dichter stellt sich, als habe er über ein grosses Vermögen zu verfügen: welche Ironie! Worin besteht nun seine Hinterlassenschaft? In Unglück, Kummer, Thorheit und Liebesschmerz. Und wen setzt er als Erben ein? Die Neider, Lügner, falschen Liebhaber und Frauen.

Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle auf das Heinesche „Vermächtnis“ [1]) hinzuweisen, welches dem Waltherschen so sehr ähnelt, dass wir behaupten möchten, Heine habe dasselbe gekannt. Ironie ist auch hier der Grundton. Die Hinterlassenschaft besteht in körperlichen

[1]) Ausgabe von Dr. Ernst Elster I 429.

Gebrechen, welche dem in seiner „Matratzengruft zu Paris“ langsam sterbenden Dichter natürlich näher lagen. Als Erben setzt er auch seine Feinde ein.

Eine ironische Färbung haben unseres Erachtens gewisse Deminutiva: *zörnelîn* (36, 7), *lobelîn* (119, 7), *ein kleinez dänkelîn* (45, 16), wo durch das Attribut der an sich schon geringe Inhalt des Wortes noch vermindert wird, und *„ez ist vil kûme ein kleinez trœstelîn“* (24, 6), wo durch *„vil kûme“* und *„kleinez“* die Bedeutung des Deminutivs in Nichts zusammensinkt.

Auch die Ausdrücke *lützel* und *kleine* haben zuweilen eine ironische Bedeutung. In den Versen: *wan daz ich ein lützel fuoge kan* (38, 19) und *fuoge hân ich kleine* (38, 21) wird durch sie das „volle Mass“, in den Versen: *deist an mir kleine worden schîn* (44, 3) und *daz ich lützel hie zuo kan* (44, 6) das „Nichtvorhandensein“ ironisch gemildert.

Ironisch sind ferner die mit einer Negation gleichbedeutenden Substantiva: *ein wint* (38, 20 und 39, 4), *ein wiht* (151, 8), *ein bône* (147, 4) und *ein hâr* (64, 3) aufzufassen.[1]) „In ihrer ironischen Verwendung drängt sich das positive Element, welches zugleich noch in ihnen liegt, für einen Augenblick in den Vordergrund unsrer Vorstellung, um alsdann an der Unmöglichkeit seiner Geltung, welche in dem Gegenstande selbst beruht, zu unsrem Ergötzen zu zerschellen.“[2])

Hyperbel und Litotes.

Bei der Ironie lassen sich noch zwei Figuren unterbringen: Die Hyperbel und die Litotes. Diese beruht auf der Verkleinerung, jene auf der Vergrösserung. „Während die Hyperbel viel sagt und wenig meint, sagt die Litotes

---

[1]) Ursprünglich sind diese Ausdrücke jedenfalls ironisch gewesen, wenn sich dies auch allmählich verwischt hat.

[2]) Starck S. 30.

wenig, meint aber viel.“ [1]) Beiden liegt also ein ironisches Element zu Grunde.

Auf der Übertreibung beruht der Humor in den Sprüchen 83, 86, 99 und 151.

83 malt die verschwenderische Freigebigkeit des jungen Leopold mit den grellsten Farben:

„man gap dâ niht bî drîzic pfunden:
silber alse ez wære funden
gap man hin und rîche wât;
ouch hiez der fürste durch der gernden hulde
die malhen sam den stellen læren,
wan ors, als ob ez lember wæren,
vil maneger dan gefüeret hât.“

Hiermit kontrastiert 86, ein humoristisches Klagelied, das Walther, vermutlich 1217, der kleinen sparsamen Gesellschaft, die damals den Wiener Hof ausmachte, zur Erheiterung vorlegte. Es schildert übertreibend den Verfall des einst so heiteren und prächtigen Hoflebens.

„wâ nû ritter unde frouwen,
die man bî mir solte schouwen?
seht, wie jâmerlîche ich stê!
mîn dach ist fûl, sô rîsent mîne wende:
mich enminnet nieman leider.
golt, silber, ros und dar zuo kleider
diu gab ich unde hâte ouch mê:
nu'n habe ich weder schapel noch gebende
noch frouwen z'einem tanze, ôwê!“

Der Hof zu Thüringen, insonderheit das Lärmen, Drängen und Zechen, ist Gegenstand des in humoristischer Beziehung meisterhaften Spruches 99. Erst geisselt der Dichter das tumultuarische Treiben und erzürnt dadurch den Landgrafen, dann streichelt und schmeichelt er und beschwichtigt den Zorn. „Wer ohrenkrank ist, der bleibe von der Wartburg fern: andernfalls er Gefahr läuft, stock-

[1]) Beyer, Poetik I § 58.

taub zu werden. Eine Schar zieht hinaus, die andere hinein, bei Tag und Nacht: ein Wunder, dass noch Jemand hören kann. Der Landgraf ist so geartet, dass er mit stolzen Helden seine Habe verbraucht, von denen jeder wohl ein Kämpfer wäre."

Nach diesen sarkastischen Ausfällen glättet er wieder die Stirn des Landgrafen, indem er seine Gastfreiheit rühmt, die sich nie verleugne:

„und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt,
dâ stüende och niemer ritters becher lære."

In komischen Übertreibungen bewegt sich auch 155, ein Spruch, der von der Geringfügigkeit des Lehens handelt. „Der König verlieh mir die Einkünfte von dreissig Marken. Davon kann ich nichts im Geldkasten verschliessen und übers Meer verschiffen. Der Name ist gross, der Nutzen aber weder greifbar, noch hörbar, noch sichtbar." Über die Geistlichen, welche den Zehnten einfordern, schliesst er launig:

„der pfaffen disputieren ist mir gar ein wiht:
sie prüevent in den arken niht, da ensî ouch iht:
nû prüeven her, nû prüeven hin, so'n habe ich drinne niht."

Die Litotes[1]) hebt eine Sache durch scheinbare Verkleinerung hervor. Diese Verkleinerung geschieht entweder durch Milderung oder durch Negierung des Gegenteils: *vil kleinen haz* (10, 18) = grosse Liebe, *si junget niht vil* (31, 26) = sie altert sehr, *niht ze wol getân* (38, 40) = hässlich, *lützel ieman* (24, 8 und 32, 18) = niemand; im letzten Beispiele haben wir wieder das *lützel*, welches das Nichtvorhandensein ironisch mildert.

Sehr beliebt ist in dieser Beziehung die Präposition *âne (sunder)*[2]):

---

[1]) Die Litotes (wie die Ironie überhaupt) läuft im Grunde auch auf die Überraschung hinaus. Starck (S. 31) nennt sie die „negative Antithese".

[2]) Vgl. Starck S. 31.

ân' mînen danc (31, 16 und 150, 8),
âne mînen haz (180 I 5),
âne lougen (38, 8),
âne grôze miete (39, 12),
ân' alle mîne missetât (48, 2),
sunder wân (21, 10),
âne mînen zorn (17, 8),
niht ân' grôzen schaden (13, 7). —

Wenn auch nicht immer, so haben diese Ausdrücke doch in den meisten Fällen[1]) eine unverkennbare ironische Färbung.

Satire.

Auf der Grenze zwischen Humor und Satire stehen die Sprüche 125 und 126.

In ersterem zieht der Dichter über die vorlauten Schwätzer bei Hofe her. Der Humor wird noch durch sehr geschickte Lautmalerei vermehrt. Der Vers:

„ir drüzzel der'st sô dræte."

mit Allitteration und häufigem *r* ist schon charakteristisch. Allein der Schluss ist einzig: Die Verse mit den Reimen *tôre, ôre, kôre* und *dœnen, beschœnen, hœnen* klingen in unsren Ohren gerade so wie das eintönig unerträgliche Geschwätz der alles überschreienden Kläffer. Neben dem Vokalspiel (2) ist dies das einzige Mal, dass der Dichter (vielleicht unbewusst) durch ein äusseres Mittel eine komische Wirkung hervorruft.

Eine durch und durch humoristische Persönlichkeit tritt uns in Herrn Gerhard Atze entgegen (126). Dass er ein sonderbarer Kauz war, beweist schon die Ausrede, deren er sich in dem Rechtsstreite bediente (siehe unten!). Auch sein Äusseres gab zu Spötteleien Anlass:

---

[1]) Vgl. Starck S. 31: „Es soll nicht behauptet werden, dass solche Antithesen immer ironisch aufzufassen wären, aber als Humorist hatte Wolfram die Neigung, überall nach den Kontrasten zu suchen, seine humoristische Natur führte ihn hier zur Manier."

„im gênt diu ougen umbe als einem affen,
er ist alsam ein guggaldei geschaffen“ (126 II, 10 und 11).

Mithin lag eine Karikatur nahe, zumal der Dichter arg durch ihn geschädigt war. Ein gewisser Ingrimm führte den Griffel. Das erste Spottlied schildert den Streithandel, wie er vor dem Landgrafen von Thüringen sich abspielte. Walther klagt, Atze habe ihm ein Pferd, im Werte von drei Marken, erschossen, und beansprucht Schadenersatz. Dem sucht sich Atze dadurch zu entziehen, dass er vorgiebt, das erschossene Pferd sei blutsverwandt mit dem bissigen, durch welches er seinen Finger verloren habe. Nach dieser Äusserung schliesst Walther humoristisch feierlich:

„ich swer mit beiden handen,
daz sie sich niht erkanden,
ist ieman der mir stabe? (126, I, 14 ff.)[1])

In dem zweiten Spruche, einem Zwiegespräche zwischen Walther und seinem Reitknechte, wird der arme Atze grausam durchgehechelt. Seine Rolle ist eine klägliche. Nicht allein, dass er zum Reitpferde herabgesetzt wird, mit dem Schlussverse wird ihm geradezu das Zeugnis ausgestellt, dass er zu Nichts nütze sei.

Schlusspointe.

Eine Eigentümlichkeit ist bei der Darstellung des Waltherschen Humors nicht zu übersehen: das ist die Vorliebe für Pointen. Wigand, dessen Arbeit[2]) man eher eine Rhetorik als eine Stilistik nennen könnte, hat diesen Punkt unberücksichtigt gelassen. Wilmanns[3]) hingegen

---

[1]) *der mir stabe sc. den eit,* d. h. den Eid formuliere und vorsage (Wilmanns 104, 22).

[2]) Paul Wigand, Der Stil Walthers von der Vogelweide, Marburg 1879.

[3]) Wilmanns a. a. O. S. 99.

bemerkt treffend, dass die Lieder Walthers oft „mit einer unerwarteten Wendung, einem schalkhaften Witz, einem heiteren Scherz schliessen". Wir sind zwar im Laufe der Arbeit der einen oder anderen Pointe[1]) bereits begegnet, indes halten wir es für zweckmässig, noch einige derselben vorzuführen.

5, 1 ff. preist er Frühling und Frauen in den schönsten Tönen, deren seine Leier fähig ist. Am Schlusse stellt er sich gleichsam vor eine Alternative: hier der Wonnemond mit Blumenduft und Vogelgesang — dort die Geliebte in Schönheit und Liebreiz ... Die Wahl ist schnell getroffen.

„hêr Meie, ir müezet merze sîn, ê ich mîne frouwen dâ verlüre." (5, 30.)

6, 1 ff. schildert er einen lieblichen Traum, der so lebhaft war, dass er den Gegenstand desselben in der Wirklichkeit sucht. Prüfenden Blickes tritt er unter eine Gruppe tanzender Mädchen:

„frouwe, durch iur güete
rucket ûf die hüete:
ôwê, gesæhe ich s'under kranze!" (6, 38 ff.)

Frô Minne nennt er 27, 32 scherzhaft die „Meisterin der Diebe". „Das komplizierteste Schloss," sagt er, „springt vor dir auf, und meine spröde Geliebte sollte dir widerstehen?"

„tuo ûf! s'ist wider dich ze balt." (27, 32.)

Ein ander Mal hadert er mit ihr, weil sie die thörichte Jugend liebt und das gereifte Alter verabscheut. Ja, er redet sich dermassen in Hass und Groll hinein, dass er ihr quasi den Dienst aufkündigt:

„besuoche wâ die sehse sîn: von mir hât s'in der wochen ie den sibenden tac." (70, 32.)

31, 29 lässt er seinem Unmute über die Geliebte, die ihm den Laufpass gegeben zu haben scheint, die Zügel

---

[1]) Vgl. 2, 35. 6, 24. 9, 34. 24, 16. 29, 8. 34, 34. 36, 40. 58, 17. 104, 14.

schiessen, indem er seinen jüngeren Nachfolger zu handgreiflicher Rache aufstachelt.

„selfiu got, hêr junger man,
sô rechet mich und gât ir alten hut mit sumerlaten an.“

Schluss.

Somit wäre der Humor Walthers im Wesentlichen erschöpft. Ungefähr ein Dritteil seiner Gedichte ist humoristisch angelegt. Es gehören diese Ausflüsse einer heiteren Gemütsstimmung vorwiegend des Dichters jüngeren Jahren an. Später floss der Humor immer spärlicher, bis er am Ende gänzlich versiegte. Drei Ursachen waren es insonderheit, die ihn versiegen machten: die Misere der Zeit, die Armut des Dichters und der Niedergang des Minnesangs.

Die Zeit war eine der trübseligsten: ihre Irr- und Wirrsale verfinsterten alle Gemüter. Selbst die Jugend liess die Köpfe hängen, und das Lachen war verpönt.

„Ich wære dicke gerne frô,
wan daz ich niht gesellen hân.
nû sie ab alle trûrent sô,
wie möhte ich'z eine denne lân?
ich müese ir vingerzeigen lîden,
i'n wolte freude durch sie mîden.
sus behalte ich wol ir hulde, daz sie'z lâzen âne nît:
wand' ich gelache niemer niht,
wan dâ ez ir dekeiner siht.“ (12, 1 ff.)

Auch die bedrängte Lage, welche durch die Belehnung wenig oder garnicht gebessert wurde, warf ihren Schatten auf sein Leben. Bei einem sorgenfreien Dasein hätte er nicht gezögert, andere Seiten anzuschlagen:

„zahî wie'ch danne sunge von den vogellînen,
von der heide und von den bluomen, als ich wîlent sanc!
swelch schœne wîp mir danne gœbe ir habedanc,
der lieze ich liljen unde rôsen ûz ir wängel schînen.“
(149, 4 ff.)

Und nun gar, dass des Minnesangs Frühling und Sommer dahin war, griff dem Dichter ans Herz.

„Ôwê hovelîchez singen,
daz dich ungefüege dœne
solten ie ze hove verdringen!
daz sie schiere got gehœne!
ôwê, daz dîn wirde alsô geliget,
des sint alle dîne friunde unfrô.
daz muoz eht sô sîn, nû sî alsô:
frô Unfuoge, ir habt gesiget.“ (72, 1 ff.)

Alles dies lastete auf seinem Gemüte wie eine Eisdecke, unter der sich das Blümlein Humor nicht wieder hervorwagte. Mit dem Vogel, der sich beim Einbruche der Nacht duckt, klagte er:

„ich singe niht, ez welle tagen.“ (59, 9.)

Der frühere Frohsinn wurde zum Lebensüberdruss, die Freude am Diesseits zur Sehnsucht nach dem Jenseits, in die, mit jener ergreifenden Elegie (188), sein Leben und Dichten ausklang.